

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1909

301 (24.12.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 102

Vom Schenken.

Ueber dieses aktuelle Thema plaudert Karl Albrecht in der neuen Rundschau: „Zum Schenken gehört jene menschliche Fähigkeit, die von allen die feinste und in ihrem Wesen die unfaßbarste ist: Fakt. Jener wunderbare, aus Gefühl und Verstand rätselhaft gemischte Sinn, der den feinsten Rhythmus der andern mit niemals irrender Sicherheit errät. Jener feine Sinn, der das beständige leise Vibrieren aller Stimmungen mitspürt. Jenes feinsten Gehör, das die zartesten und verborgensten Harmonien im andern vernimmt, und dem es unmöglich ist, die heikle Melodie menschlichen Beisammenlebens irgendeinmal zu unterbrechen, mit falschen Tönen zu beleidigen, zu entstellen und zu vernichten. Wer Geld hat, kann natürlich die teuersten Dinge kaufen, die jetzt in den Schaufenstern liegen; kann sie kaufen und verschenken. Kame es bloß darauf an, dann wäre der Reichste auch gleich der Beste. Aber das Geld vermag nur unseren Willen zu befreien; die Farbe unseres Willens kann es nicht ändern. Wenn einer etwas geschenkt kriegt, was 100 Mark kostet, und es dünkt ihn nur diese 100 Mark wert, dann ist er im Verlust. Ein richtiges Geschenk muß einen Wert mitbringen, der über seinen Kaufpreis ist. Ein richtiges Geschenk muß den Anschein erwecken, als sei es überhaupt nirgendwo für Geld zu haben. Wir müssen fest davon überzeugt sein, es sei ganz allein für uns gemacht, sei uns zuliebe hervorgegäubert worden. Es muß so wirken, als sei es von jeder durch das Schicksal für uns bestimmt gewesen. Kurzum, es muß etwas wunderbaren Erstaunlichen und zugleich etwas ganz Selbstverständliches für uns sein, daß wir es nun bekommen. Denn ein richtiges Geschenk ist schließlich nur das Echo unseres eigenen Wesens. Das tönt einem nun von einem andern entgegen. Der hat's erlauscht, hat es verstanden und in sich bewahrt. Ein Geschenk ist die sichtbar gewordene Meinung, die ein anderer von uns hegt. Sowie es aber die Meinung aussprechen will, die der andere von sich selber besitzt, dann ist es nur eine Belästigung.“

Unterm Christbaum.*)

„O Mutter, wie schön! O, all die Spielsachen! Alles was ich mir gewünscht habel! Und der Baum!“

Ja, der Baum! Da steht er in seinem Lichterglanz und seine Kerzen spiegeln sich in unzähligen Kugeln und Sternen.

„Mutti,“ sagt der Jüngste, sich zärtlich anschniegender und aus seinen gläubigen Kinderangenen zu mir aufschauend: „Mutti, hat den das Christkind ganz allein vom Himmel heruntergetragen? War ihm der denn nicht zu schwer und all die Sachen, das Scharkeisler?“

Und Mutter streicht ihm über die Locken und sagt: „Ja, weißt du, Hänschen, da haben ihm eben die Engel geholfen; allein wär's ihm wohl zu viel gewesen.“

Hänschen nickt eifrig.

„Ja, das Christkind, das ist ja doch selber noch ein Kind; du, und die Engel?“

Da antwortet lehrhaft unser Vetter:

„Die Engel, ach, das sind ja Seelchen von toten Kindern.“

Damit geben sie sich beide zufrieden; die Religionsphilosophie wird in den Winkel gestellt und Helm und Säbel hervorgeholt. Bald lachen und tollten sie um die Wette. Mein Mann ist auf einmal ernsthaft geworden. Kommt daher, weil er sich nach Art vieler Erwachsenen geniert fühlt, wenn wir so vom Christkindchen und den Engeln sprechen? Heißt er als Diesseitmenschen unsere Reisen in dies unsichtbare Königreich nicht gut?

Ich blide ihn fragend an.

*) Aus: „Keine Bilder“ von Marie Schloß. Badische

Da gibt er mir aufgeschlagen ein Buch in die Hand, das ich ihm unter den Weihnachtsbaum gelegt habe, weil ich wußte, daß er sich gewünscht.

„Da lies!“
Und ich lese.

„Der Stundenlohn der mit der Herstellung von Christbaumschmuck beschäftigten Heimarbeiter beträgt 4 Pfg. Mit dem Aufreihen von Kugeln werden schon die kleinen Kinder beschäftigt.“

Mich überläuft es bei diesen kurzen Zeilen. Mein Mann aber hat mir das Buch abgenommen, blättert eine Weile darin und liest mir von den traurigen Verhältnissen der Thüringer Spielwarenverfertiger, deren Erzeugnisse, Schäfereien, Hühnerhöfe, Städte und die Arche Noah uns vor Weihnachten in allen Geschäften begegnen. Auch hier die Arbeit von Alt und Jung, auch hier die Hungerlöhne!

„Du wirst mir böse sein, daß ich so in deine Weihnachtsfreude hineingegriffen, aber ich war dir doch eine Erklärung für meinen Witzmut schuldig. Den Baum, den das Christkind mit den Engeln, „den toten Kinderseelchen“, wie Walter gesagt, vom Himmel heruntergetragen, mit all den Sachen, auch der billigen Arche, die du für 98 Pfennig erstanden, weil eine andere für Hänschens Geburtstag noch zu gut ist. Gewiß ist sie es, und es ist das Recht seiner drei Jahre, sie kurz und klein zu schlagen; aber — ich sehe all die Kinder vor mir, die vielleicht nicht älter als unser M.-B.-Schüler Walter stundenlang mit Altkleutgeichtern mit Pinsel und Farbe über all dem Tierzeug sitzen und schaffen, schaffen, schaffen, und gar nicht wissen, was spielen heißt. Und wenn vielleicht ein Galbwächter den Engel da auf der Christbaumspitze befestigt hat, glaubst du, daß ihm das Spruchband in seiner Hand mehr als ein leeres Wort enthalten:

„Siehe, ich verkünde euch große Freude!“

Wenn er ein nachdenkliches Menschenkind gewesen und schon etwas von der Welt da draußen gehört hat, dann denkt er sich vielleicht: „Ja, die, die unsere Sachen dort in den großen Städten kaufen, die kennen die Freude, wie wir den Hunger.“ Und Walters „tote Kinderseelchen“, die Gehilfen des Christkindes! Ich will auch einmal auf euren Spuren wandeln, ob sie sich nicht zugestültert: „Erinnerst du dich, das alles haben wir einmal da drunten auf der Erde im kalten, dunklen Zimmer gemacht und dabei gehungert und wir waren so müde! — Und auf derselben Erde freuen sich jetzt andere Kinder an den Sachen und wissen nichts von unserer damaligen Not. Mögen sie sie niemals kennen lernen, aber zu großen Menschen voll heiligen Helfervillens heranwachsen!“

Aus den Witzblättern.

„Megendorfer Blätter.“

Modernste Gefahr. „Ach, Mama, ich hab' so Angst!“ — „Warum denn, mein Junge?“ — „Ach, wie leicht kann das Christkind am Weihnachtsabend von einem Luftschiff überfahren werden!“

Traurige Weihnachten. Frau Schulze: „Diesmal ist es ein trauriges Fest; es ist das erste Mal seit sechs Jahren, daß sich unsere Hedwig nicht zu Weihnachten verlobt.“

Spigbubenlogik. Richter: „Sie haben der Dame sämtliche Weihnachtspakete aus dem Wagen gestohlen; was für einen Milderungsgrund haben Sie dafür?“ — Angeklagter: „Nu ja doch, die Dame wollte die Sachen ja ohnehin verschenken.“

Der Pantoffelhieb. „Ich möchte meiner Frau gerne eine Weihnachtsfreude machen, aber wer soll sie denn fragen, was sie will?“

Witze.

Das Sprichwort vom „geschenkten Gaul“ scheint mir, genau genommen, faul. Denn nichts wird, wenn ich's recht bedenke, so kritisiert wie ein Geschenk. W.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 102.

Karlsruhe, Freitag den 24. Dezember 1909.

26. Jahrgang.

Wir feiern doch das Weihnachtsfest.

Und sind wir auch des Glaubens bar
Vom heiligen Christ der Kinderzeit,
Und rangen wir auch ernst und klar
Empor uns aus dem Fabelstreit,
Und schwand uns auch der Glaube ganz
Daß aus der Knechtschaft Not u. Bann
Ein Heiland voller Himmelslanz
Uns retten und erlösen kann.

Wir feiern doch die Weihnachtszeit
Und stechen Lichter auf den Baum
Und legen an ein Feierkleid
Und schmücken festlich jeden Raum;
Wir scharen uns im hellen Saal
Und bringen Liebesopfer dar
Und laden ein zum freudenmahl,
Wer mehr als wir noch elend war.

Wir feiern doch die Weihnachtszeit,
Weil wir des hohen Glaubens voll,
Daß nach des Winters Dunneheit
Ein lichter Frühling kommen soll,
Ein Frühling voller Glanz und Schein
Und voller Blumen ohne Zahl,
Ein Frühling ohne Frost und Pein
Und ohne Not und Erdenqual.

Wir feiern doch das Weihnachtsfest,
Weil wir der festen Zuversicht,
Daß endlich doch der stolze Rest
Der Tyrannie zusammenbricht,
Daß über alles Unrecht siegt
Die Freiheit und Gerechtigkeit,
Und daß einst süßer Friede liegt
Auf jedem Volk in Ewigkeit.

Wir feiern doch die heilige Nacht,
Weil tief in uns die Hoffnung lebt,
Daß einst in Herrlichkeit und Pracht
Die Menschheit sich zum Himmel hebt,
Und daß der Himmel selbst sein Reich
Errichte auf dem Erdenrund,
Und alle Menschen, frei und gleich,
Verein' der Liebe heiliger Bund.

Robert Seidel.



Weihnachten — Sonnenwendfest!

Von Hannah Lewin.

Religiöse Vorstellungen und religiöse Kulte lassen sich in ihren ersten Spuren zurückführen bis in jene fernen Zeitalter, da das menschliche Geschlecht sich aus dem Zustande der Tierheit zu einer höheren Daseinstufe mühsam heraufzuarbeiten begann. Sehr frühe Anfänge von Religion finden wir unter der Form von Furcht und Schrecken vor solchen Naturkräften, welche den Menschen als etwas Gewaltiges, sie Bedrückendes und von ihnen nicht Verstandenes gegenübertraten, — andererseits als Verheerung, die man solchen Naturerscheinungen entgegenbrachte, die dem Menschengeschlechte Nutzen, Heil und Segen zu spenden pflegten.

Schon seit urvordenlichen Zeiten hat es auch immer Menschen gegeben, welche erkannten, daß sie in der Religion ein Mittel hatten, ihre Nebenmenschen zu beeinflussen; und von ihnen wurde sehr bald diese eigentümliche, sich in Furcht oder in Verheerung ausdrückende Erscheinung innerhalb der Menschheit, die wir als „Religion“ bezeichnen, zu bestimmten Zwecken absichtsvoll benutzt. Der Priester nahm das religiöse Leben der Menschheit in seine Hand, brachte System hinein und bildete es aus. Zunächst geschah dies zum Heile unseres Geschlechts.

Alles, was Fortentwicklung, Weiterstreben, Bildung und Kultur heißt, blieb Jahrhunderte lang an die Religion geknüpft; ohne diese wäre von einem Vorwärtstreben keine Rede gewesen für die Menschheit; sie wäre in Barbarei verblieben. Unter dem Schleier tiefstimmiger, religiöser Mythen hat sich schon sehr bald die mehr oder minder primitive Erklärung von Naturereignissen verborgen und die Verehrung derselben, gemäß dem kindlichen Standpunkt früherer Zeiten. Gewisse Erkenntnisse und heilsame Gebräuche hätten in dunkler Vorzeit gar keinen andern Weg gehabt, sich zu erhalten und von einer Generation zur andern fortzupflanzen, hätte man sie nicht an religiöse Feierlichkeiten gebunden und einen Kultus, einen Gottesdienst, aus ihnen gemacht.

So war es z. B. mit dem Feuer. Die Kunst, Feuer zu entzünden, ist der Menschheit wahrscheinlich schon in sehr frühen Zeitaltern bekannt geworden. Man war sich bald über den Wert dieser Erfindung klar; tatsächlich ist es ja erst durch das Feuer den Menschen möglich geworden, höhere Kulturstufen zu erklimmen; ohne dasselbe hätten sie auf den niedrigsten Entwicklungsstufen zurückbleiben müssen. Um nun diese so wichtige Kunst der Gefahr zu entziehen, wieder vergessen zu werden, ergriff man mit wichtigem Instinkte das Beste, ja, das einzige Mittel, das jene Zeit bot: man umflocht das Feuer mit einem Kranz von Mythen, und man knüpfte daran eine Anzahl von religiösen Zeremonien und Feierlichkeiten, die sie zu bestimmten Zeiten und Stunden, unter Beistand und Leitung von Priestern und unter strenger Befolgung der dafür vorgeschriebenen Observanzen wiederholten. Zudem unter der Begleitung und dem Deckmantel religiöser Feierlichkeiten die Funktion des Feuer-Entzündens immer von neuem dem Volke vorgeführt wurde, vererbte sich die wichtige Kunst auf diesem Wege von einer Generation zur andern.

Wir finden den Feuerkultus fast bei allen Volksstämmen, deren früheste Kulturgeschichte schon einer Erforschung unterzogen worden ist. Ihm zur Seite geht der noch ältere Sonnenkultus, dessen Spuren bis in längstvergangene Jahrhunderte zurückreichen. Die Sonne, der der Mensch das Leben und das tägliche Brot, die Frucht des Feldes, verankert — die Sonne, ohne die kein menschliches Dasein sich überhaupt denken läßt: sie hat eine Hauptrolle in der Religionsgeschichte des Menschengeschlechtes gespielt. In den uralten Religionsbüchern des Indervolkes, den „Veden“, wird sie sogar „der himmlische Vater“ genannt, ebenso in Ägypten, wo man sie unter dem Namen „Ra“ als Erzeuger des Weltalls und Schöpfer aller Dinge verehrte. Und wenn nach und nach eine gläubige Heidenwelt ihren „Himmel“ mit tausend Gottheiten bevölkerte, so war es doch der Sonnengott und sein Kult, der sie alle

übertagte und sie gleichsam in sich begriff. Ihm zu Ehren sang man Hymnen und Lieder; zu seinem Preise brachte man Opfer und feierte man Feste.

Als dann das Christentum diese Religion, die sich aus Bestandteilen und Lehren der verschiedensten anderen Religionen sehr zeitgemäß aufgebaut hatte, sich zu verbreiten begann und auf seinem Zuge durch die Welt zu den mannigfachsten Nationen kam, da tat es sehr klug daran, daß es den tief im Völkerleben eingewurzeltten Sonnenkult nicht einfach ignorierte, sondern — indem es ihn zwar bekämpfte — doch gleichwohl an seine Formen anknüpfte. Wir finden im Christentum noch Anklänge an diesen Sonnenkult, sowohl in Bezeichnungen und Bildern, als auch in Gebräuchen und Festen. Man könnte hier unendlich Vieles erwähnen, was uns interessante Aufschlüsse über die Zusammenhänge der Religionsformen zu geben vermag, doch können wir aus Mangel an Raum hier allein auf das **W e i h n a c h t s f e s t** eingehen.

Mit diesem Feste, das wohl das Lieblingsfest der Christenheit genannt werden kann, knüpfte die christliche Lehre nur an einen Gebrauch an, den sie fast bei allen Völkern der Erde vorfand, nämlich um die Zeit der Winterjonnennende (22. Dezember) die Wiederkehr der Sonne, das Wachsen des Lichtes, mit Jubelfeiern zu begehen. Das taten schon die alten Indier, wie uns die „Veden“ erzählen: sie feierten in diesen Tagen die Geburt der Sonne und des Feuers. Auf Bergeshöhen wurde von Priestern, vor den Augen einer andächtigen Menge, durch Reiben zweier Holzstäbchen aneinander, ein Feuerfunke entzündet und durch Lufthauch (Wind) zu heller Glut entfacht. Die Sonne, der „himmlische Vater“, und das gezackte Holzstäbchen, gleichsam die Mutter, ließen den Sohn: den Feuerfunken, entstehen, unter dem Beistand des Windes, des Hauches, dessen Bezeichnung das gleiche Wort war, wie für „Geist“. Der himmlische Vater, die irdische Mutter, der heilige Hauch oder Geist, die Geburt eines Sohnes, der dann als Rauch zum Himmel emporsteigt, — haben wir da nicht ganz deutliche Anklänge an die Dreieinigkeit der Christenheit und an die Geburt des „Gottesohnes“ am Weihnachtsabend?

Auch bei den Römern wurde am 25. Dezember die Geburt des Sonnengottes gefeiert, und man trug dort den neugeborenen Gott im Wilde, in einer Krippe (Korb oder Wiege) liegend, in feierlicher Prozession umher unter dem Rufe: „Ein Gott ist uns geboren!“

Die nordischen, germanischen Stämme feierten gleichfalls das Fest der Winterjonnennende schon lange bevor ihnen das Christentum verkündet worden war. Sie nannten es **Yul** fest, das Fest der wiederkehrenden Sonne. **Yul** bedeutet Rad, und unter dem Wilde eines rollenden Rades ist schon früh die Sonne dargestellt worden. Das nordische Julfest galt dem Sonnengott **Freyr** und seiner Gemahlin **Freyja**, welche um diese Zeit des Jahres wieder ihren Aufstieg begannen, um neues Licht und Leben in die schlafende, winterliche Welt zu bringen. Die Sonne erwachte wieder! Das Licht ward geboren!

Noch jetzt heißt das Weihnachtsfest in Skandinavien Julfest; noch jetzt brennen dort die heiligen Julfestfeuer auf den Bergen, so wie sie früher am Julaabend auch in Westfalen, im alten Sachsenlande und in anderen deutschen Gegenden von den Höhenzügen leuchteten. Ueberall Anklänge an altheidnische Gebräuche, an den Kultus der Sonne!

In England entzündet man heute noch am Weihnachtsabend den großen, mächtigen Holzblock, Weihnachtsblock, im offenen Kamin — auch noch ein Ueberrest des alten Julfestfeuers. In Deutschland finden wir neu aufgelebte Anklänge an dasselbe im Weihnachtsbaum, in der Tanne mit den zahllosen Lichtern.

Die christliche Kirche, welche an den tief eingewurzeltten Anschauungen und Gebräuchen gar nicht achtlos vorbeigehen konnte, verchristlichte und verkirchlichte sie sozusagen, um auf diese Art das Eindringen ihrer Lehren in das Volksleben zu erleichtern und sich selbst die Wege zu ebnen. Wenn sie den neugeborenen Gottesohnen „das Licht, das in der Finsternis erscheint“, nannte, so griff sie damit nur zurück auf den Sonnengott der alten Heidenwelt, der

in der finsternsten, winterlichsten Zeit des Jahres neu geboren wurde und seinen segensvollen Heidenlauf zum Heil und zum Gedeihen einer ganzen Welt aufs neue begann. Unsere Lichtfeier unter dem strahlenden Weihnachtsbaum, die Christmette am „Heiligabend“ vor dem leuchtenden Altar der kleinen Dorfkirchen, die jauchzenden Lieder der Christenheit: „Tochter Zion, freue dich!“ und: „Auf, auf, ihr Reichsgenossen! der König kommt heran!“ — das alles sind nur die in neue Form gegossenen uralten Kultushandlungen, die vor Jahrtausenden schon eine Licht- und sonnenfrohe Heidenwelt alljährlich beging.

Die Finsternis vergeht! Das Licht erscheint! So soll es auch bei uns heißen. Das Licht muß wachsen, es muß die Finsternis rings umher besiegen, in unseren Herzen, in unseren Köpfen, in unserer Gemeinschaft, in unserem ganzen Leben. Licht und Leben soll emporkommen an allen Orten, das Dunkel zerteilend und die Ketten der Finsternis zerbrechend, beglückend und befreiend! Heil uns, wenn wir Kinder des wachsenden Lichts, Menschen des Strebens und der starken und tätigen Weiterentwicklung sind! Dann feiern auch wir ein rechtes Weihnachtsfest, ein

Sonnenwendfest!

Weihnachten.

Das Christkind! Weiß einer noch die Zeit, da er noch ein Kind war, zahm und wild? Sechs Wochen vor Weihnachten wurde ein Stück Krebse gekocht und mit vieler Mühe an der Innwand eines Kastens vierzig sauberer gerade Striche gemalt, und jeder Strich galt einen Tag. Am Morgen aus dem Bett gesprungen und hingekniet und mit Sonnen einen Strich ausgewischt, das war der Brennpunkt und die Tat des Tages. Das bedeutet nichts anderes als vierzig Tage an den Fingern abzuzählen, jeden Tag nur einen Finger und jeden Augenblick nur darauf anzusehen, daß er vorüber war — und die feierliche Ungeduld des Herzens zu bezähmen, bis — ja bis ...

Wierzehn Tage vor Weihnachten ereignete es sich wohl, daß an einem Abend, wenns dunkel war, ans Fenster klopfte, hoch oben über der Straße in der Stube im zweiten Stock! Das Herz stand einem still! Und wenn die Mutter so beherzt war, das Fenster zu öffnen und hinauszusehen, so sah sie eben noch das Christkind in den Himmel hinauffliegen, sie sah noch einen Bissel seines weißen Kleides und auf dem Fenster stand ein Teller mit Nusseln und Gutsle. Dann wußte man, das Christkind vergißt einen nicht. Aber acht Tage vor dem Fest am Abend stampft etwas die Treppe herauf, poltert an die Tür, ein Spalt geht auf und Müsse rollen herein! Das ist ein Schreck! heillos! Denn ein ganz reines Gewissen hat man als Knabe nie, und der Pelzmärkte hat eine raue Art mit Däben umzugehen. Ein Wär ist er.

Am heiligen Abend war ich still und blaß vor Erwartung. Die Nacht schlief niemand auf der ganzen Welt, das glaub ich nicht. Und dann früh morgens war der Weihnachts-Tag da. Der letzte Strich von vierzig. Aber eine Schneedecke kriecht nicht so langsam wie die Zeit. Am Nachmittag vertieften wir uns unter Betten und Lischen vor heimlichen Schaudern, bloß mein Bruder, der immer ein Lausbub war, ging einmal durch und wurde am Abend wieder heimgebracht, von einem Feldhüter; er habe in allen Weimbergshäusern die Scheiben eingeworfen. Wir borge Geräusche hinter verschlossenen Türen, bis es Abend wurde und das Christkind blies auf einer winzigen glas-silbernen Trompete. Und dann — und dann — ich war der jüngste und mußte voran — Herz klopfen und Glück und Lichter und eine Festung und eine Apotheke. — In dieser alten schöngeputzten Apotheke vom Großvater her standen Mörser, die einen Klang gaben und eine Woge mit Gerächtschen, und Töpfe und Krüge und Schachteln und Schübladen klopften, so wie es in der großen Apotheke war. Genau wie dort stand der lateinische Name an allen Dingen und sie gehörten mir, zum essen und zum verkaufen, ich brauchte sie nicht zu stehlen, wie in ...

Apotheke, wo der Bärendred, das Gusterleder, die Zibeben, die Mandeln und die Feigen in mir sehr gut bekannter Schübladen lagen, bereit den Weg in unsere Hand und in den Mund zu finden. Aber diese Apotheke unterm Christkind das Christkind eines Weihnachtstages, vielleicht im mehr bekannt, und wahllos seinen Segen in die Schübladen zerstreute. Als ich die erste froh herauszog, um nach der Aufschrift Mandeln zu finden, war Pfefferminz darin, und in der zweiten lag Schnupfpulver, Schneeburger, statt gestohlenen Zucker, erst war ich erschrocken über die Bergelichkeit des Christkinds, aber als ich im dritten Fach statt Schokolade Würmchen fand, versiegt der Tränenstrom, mit dem ich kämpfte und ich fand die jormentäuschten Worte: O — das Christkind hat mich betrogen! —

Es war das erste Mal in meinem Leben, daß mein Glaube an etwas heiliges erschüttert wurde.

Später benahm sich das Christkind öfter in dieser Weise. Und ich hab' es ihm nie vergehen können, daß es mir einmal anstatt eines heißersehten Märchenbuches den alten Kaiser brachte, rechts Molke und links Bismarck, alle drei in einem dicken Goldrahmen. Was gingen mich gemalte Uniformen an, wo ich nach alten Märchen verlangte?!

In dieser Knabenzeit, da mir das Herz von alten Märchen, Sagen und Indianergeschichten angefüllt war, nahm ich Schaden an meiner Seele durch törichte Schauererzählungen, die in meinen von treuer Elternhand geschenkten Märchenbüchern standen. Ich erinnere mich besonders einer, die im Spezzart spielte, und denke heute noch an den Spezzart, obwohl ich ihn nicht kenne, nur mit Schaudern. Da schlief einer in einem Wirtshaus in einem Bett, ein großes Bild eines Mannes hing über ihm, in der Nacht träumte er, das Bild bewege sich; er wachte dadurch auf und sah, wie sich das Bild in Wirklichkeit auf ihn herabsenkte, eine scheußliche Maschine, um ihn zu erdrücken. Das Bild geram ihm in den Atern. Als die Mordmaschine seine Nasenspitze berührte, konnte er noch aufspringen und sich retten. Viele Nächte habe ich dieser Geschichte wegen nicht geschlafen, ein unheimliches Bild war dabei gedruckt, ich erschrad oft und schrie in der Nacht und wurde sehr und furchtbar. Und wenn ich frühzeitig merkte, was es heißt Nerven zu haben — diese Geschichte und dieses Jugendbuch klagte ich an, und ich verlange, daß die Kindheit behütet werde, vor törichten Ammenmärchen, die oft wie ein Beil in unbewachte Seelen fallen und sie vor der Zeit wund und blutend machen.

Als ich älter wurde, wandte sich das Christkind von mir ab. Die Freude vor mir ein im Herzen. Stück für Stück nahm ich vom Tannenbaum herunter, die Silberhaare, die Pfäue, die gläserne Trompete, und schließlich auch das Christkind. Ich tats nicht gern, ich war ein alter Kauz geworden. Bloß die weißen Lichter durften bleiben. Ich nahm die Feiertage wie viele, wie sie fielen und auch wohl einen Werktag dazu, bloß konnte ich nie leiden, daß die Menschen sich auf einen einzigen Tag beschränken, und ich gewöhnte mirs an, aus dem blauen Himmel heraus recht ohne Grund und unberechtig, zu schenken, grad nicht auf einen Festtag, an Tagen, die grau und trüb und staubig waren. So fröhlich in den Tag hinein. Am Festtag häufen sich Geschenke an, am Alltag, wo mans braucht, fehlt oft die Freude. Und so will ichs weiterhalten.

Nun sitz ich auf dem Berg in einem Häuslein, der Schneesturm pfeift und wirbelt uns um die Ohren, und der Kachelofen wärmt. Ein Ränflein Erde ist mir doch geblieben. Das Bauernblut in mir steht auf und freut sich, daß es mit Schnee und Eis und Sturm verschmilfert ist, es versteht die Erde und ihren Atem. Das Christkind aber hat rote Baden und ist jetzt ein Bauernkind und sitzt mit mir am Kachelofen, und wir zwei grüßen euch auf Erden und lachen euch in die Augen, daß ihr es mit uns wiisset und in euch habt!

Ein Schmilzlein Gold ist uns allen